





Widwidensin, Rentier Julius Caffee-Brennlich, Rentier Franz ... Die Angelegte Geleiser wurde aus der Unterthugenschaft ...

Die Angelegte Geleiser wurde aus der Unterthugenschaft ...

Wetter-Aussichten auf Grund der Berichte der deutschen ...

Table with columns: Wasserstände, Gatte und Wasser, Höhe, Wind, etc.

Wolkwirtschaftlicher Theil.

Der Aufsichtsrath der Halle'schen Maschinenfabrik und ...

Deutsche Grundbesitz-Bank in Berlin. Die im Allgemeinen ...

Wachmärkte.

Magdeburg, 8. März. (Amtlicher Bericht.) Städtischer ...

Es wurde gezahlt für 50 kg Schlachtkörper: Defonors gute Doppelentler 85-91 ...

Magdeburg, 8. März. (Central-Schlacht- und Viehhof.) ...

Magdeburg, 8. März. (Central-Schlacht- und Viehhof.) ...

Wartberichter.

Table with columns: Central-Stelle der Preussischen Landwirtschaftskammer, etc.

Wachmärkte.

Magdeburg, 8. März. (Notizen des Wagdeburger ...

geferentes - Wassermarkt: Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...

Wasser- und Produktverleichte.

Magdeburg, 8. März. Waß für 100 kg netto alte ...





[Nachdruck verboten.]

## Die Rose von Granada.

Roman von Jean Racine.

8] Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuboff.

„Ich habe mir das schon immer gedacht,“ antwortete die Gräfin etwas ironisch; „der Mann muß Steuerkontrolleur gewesen sein . . . Habe ich nicht Recht?“

„Nein, gnädige Frau, ich habe nicht diesen Vorzug gehabt.“

„Dann sind Sie Lehrer oder Tanzmeister auf einem Schlosse gewesen?“

„Auch das nicht. Aber ich habe Lehrer und Tanzmeister auf meinem Schlosse gehabt.“

Frau von Manzanil reckte sich mit wahrhaft kastilianischer Würde in die Höhe.

„Ein Schloß? Sie? Das ist doch wirklich sehr merkwürdig.“

In diesem Augenblick ertönte neben Lazar das Geräusch zerknickender Kohlblätter; eine Kuhherde, die auf der benachbarten Wiese weidete, war in den Küchengarten gedrungen.

„Oh, Verzeihung,“ rief Lazar und eilte zu der gefährdeten Stelle, um das Vieh zu verjagen.

Den Mund der Gräfin aber umspielte ein böses Lächeln, und mit stolzen Schritten ging sie zum Schloß zurück.

In der folgenden Nacht war Lazar sehr zerknirscht und schlug sich die Brust. Er war betrübt über seine zur Schau getragene Dunkelhaftigkeit, seinen Stolz, seine Vermessenheit. Und um das Alles zu sühnen, legte er sich in der Stille des Kreuzganges auf eine Ecke und verbrachte so die ganze Nacht.

## VII.

Am folgenden Tage hatte Lazar auf einer entfernten Haide von Morgens bis Abends Stechginster abzuschneiden, und am Tage darauf ging er in ein finsternes, unwegfames Dickicht, um Holz zu fällen, und blieb hier bis zum Nachtgebet.

Er fürchtete sich jetzt, mit Fräulein von Sartilly zusammen zu treffen. Jedesmal, wenn er sie kommen hörte, überzog eine fahle Blässe sein Antlitz, und er floh eiligst davon. Das dauerte wohl acht Tage lang, und während dieser ganzen Zeit nährte er sich nur von den härtesten Wurzeln und legte sich selbst die demüthigendsten Arbeiten auf. Er fürchtete die Sympathien seiner Wohlthäterin dadurch verloren zu haben, daß er vor ihr in so lächerlicher und geschmackloser Weise mit seinem unnützen Wissen und seinem ehemaligen Reichthum geprahlt hatte. Was hatte ihn nur dazu gedrängt, so zu sprechen? Warum ertöthete er vor diesem reichen und vornehmen jungen Mädchen über sein dürftiges Aussehen und über seine Armuth? Oh, wenn er es gewagt hätte, würde er ihre Verzeihung erkauft haben, würde er sie gebeten haben, diesen Augenblick unüberlegter Thorheit zu vergessen und ihn weiter als ihren armen unwürdigen, aber demüthigen und ererbten

Diener anzusehen mit ihren guten Augen, deren Farbe er nicht einmal genau kannte, deren süßen durchdringenden Blick er aber gefühlt hatte, wie ein Reisender, der vor ihrem Aufgang die Pracht der Sonne ahnt, ehe er sie gesehen.

Am einem Sonntag Morgen begab sich Lazar nach Montségur, um der Messe beizumohnen. Als er in die Kirche trat, tauchte er die rechte Hand in das Weihwasserbeden und drehte sich dann, ehe er das Zeichen des Kreuzes machte, flüchtig um, wie es in den kleineren Dörfern Bearn's üblich ist, um der hinter ihm eintretenden Person das geweihte Wasser darzubieten. Doch plötzlich begann er am ganzen Körper zu zittern.

Eine blonde, junge Dame folgte hinter ihm mit wirrem Gelock und smaragdfarbenen Augen. Er fühlte den Finger Genovevas, die von dem feinen das geweihte Wasser nahm. Mit trunkenen Augen verschlang er dieses lieblich lächelnde Gesicht; wie Feuer brannte ihm die Stelle, an der sie seinen Finger berührt hatte. Er sah nichts vom Altar und hörte nichts von der Messe. Eine Zeit lang zitterte sein Körper so heftig wie der eines Verurtheilten.

Am einem Nachmittage derselben Woche — es war ein prächtiger Oktobertag, an dem die gelben Blätter ganz langsam auf den entfärbten Rasen herniedererschwebten — holte Lazar seine beiden Ochsen Johann und Martin aus dem Stalle, um sie vor einen großen Lastwagen zu spannen. Er sollte mit ihnen in den Wald fahren und das Holz holen, das er am Tage vorher nach den Angaben der Frau von Manzanil gefällt hatte. Dieser Wald lag fünf bis sechshundert Meter westlich vom Schlosse entfernt.

Kaum hatte Lazar mit seinem Gespann das Parkgitter hinter sich gelassen, als er vom Schlosse her eilige Schritte auf sich zukommen hörte. Er wandte den Kopf und erkannte Fräulein von Sartilly. Sie trug ein Mouffeline-Kleid und einen Hut mit Blumen.

„Guten Tag, Herr Lazar!“ sagte das junge Mädchen. „Sie gehen in den Wald? Ich auch! Oder ich muß wenigstens da durch; ich will zu meiner Tante, die bei einer Freundin auf Besuch ist. Erlauben Sie, daß ich auf den Wagen steige?“

Als sie das fragte, war sie bereits oben; mit den Händen zwei Sprossen der Seitenleitern fassend, hatte sie sich mit einem geschickten Sprung hinaufgeschwungen. Der zurückfallende Nessel ihres Kleides ließ bei dieser Gelegenheit ihren weißen Arm hervorgucken, den Lazar mit trunkenen Augen betrachtete.

Lazar war glücklich. Sie hatte ihm also verziehen! Das verrieth ihm der liebe, freundliche Ton ihrer Stimme und tausend Kleinigkeiten, deren er sich einzeln gar nicht bewußt wurde, die aber zusammengenommen einen seltenen Zauber von ihr ausstrahlen ließen, der sich am Besten mit dem herrlichen Duft einer erlesenen Blume vergleichen läßt. Selbst die Ochsen schienen sich dessen zu freuen, denn sie gingen auf dem ein wenig zerfahrenen Wege ganz gerade dahin, verlangsamt

ihren Schritt an besonders schlimmen Stellen von selbst und wählten immer die beste Seite. D, Lazar wäre gern so bis ans Ende der Welt gewandert. Er sprach nicht etwa viel; im Gegentheil, er that kaum den Mund auf. Aber er überließ sich ganz seinem glückseligen Gefühl, das ihn hier beherrschte. Seine Augen schauten von Zeit zu Zeit verklärt nach oben, wie die der Heiligen in der Ekstase, die er im Kloster gesehen hatte.

Die Bäume rings umher trugen sanfte melancholische Farben, die zu seinem Glücksgefühl vortrefflich paßten. In blauer Ferne öffneten sich kleine geheimnißvolle Lichtungen, zu denen gewundene, enge Fußsteige führten, die von beiden Seiten mit Haidekraut eingefast waren. Nach einer Weile erreichte das Gefährt einen kleinen, murmelnden Quell, und Genoveva beehrte hier zu trinken. Der Wagen hielt, und nachdem sie getrunken hatte, reichte das junge Mädchen in der hohlen Hand einige Tropfen frischen Wassers Martin hin. Johann bekam nichts davon ab, und Lazar fühlte sich über diesen Vorzug sehr geschmeichelt.

Genoveva stieg wieder auf, und die Fahrt ging weiter. Kein Mensch war weit und breit im Walde zu sehen; selbst die Vögel sangen nicht mehr, und auch die Heimgänzen waren verstummt. Es war die vollkommenste Einsamkeit und die vollkommenste Stille. Lazar gab sich voll dem Genuße dieses Einbruchs hin.

Bald war das Ziel erreicht. In einer engen Lichtung, die von dichtem Gebüsch eingefast wurde, ließ Lazar den Wagen halten. Genoveva sprang flink hinunter und setzte sich inmitten einer Kolonie von Farnkräutern auf den stehengebliebenen Stumpf eines uralten Kastanienbaums.

Die Sonne stand ihr im Rücken und gab ihrem blonden Haar einen seltenen Glanz. Auf ihre kleinen gelben Stiefelchen, die halb in den abgefallenen Blättern verschwanden, die den Boden bedeckten, fiel der Schatten einer weiter abstehenden Eiche wie eine zarte und sanfte Liebkosung.

„Erzählen Sie mir etwas, Herr Lazar!“ sagte sie plötzlich und unvermittelt. „Erzählen Sie mir von ihrer Heimath, von Ihren Eltern, wie Sie Trappist geworden sind und was Sie sonst noch Interessantes aus Ihrem Leben zu berichten haben.“

Und Etienne Pontarrède begann zu erzählen. Er sprach von seiner Heimath, von der lachenden und fruchtbaren Chalosse, durch die sich der Adour und die beiden Suz mit unzähligen Krümmungen dahinwinden. Er sprach von seinen Eltern und von ihrem tragischen Ende, von seinem Schloß und von seiner Mühle, von jener fürchterlichen Ueberschwemmung des Adour, die ihm das Letzte geraubt, von dem Tische, dem er das Leben verdankte, und von der Krippe, die seinem Martin zum Retter geworden war. Er berichtete, wie ihn nach diesem Unglück das Entsetzen gepackt hätte, und wie er zu dem Entschluß gekommen, trotz des entschiedenen Widerspruchs seines Großvaters, des reichen Kaufmanns in Bordeaux, in das Trappistenkloster einzutreten. Er erzählte das Alles ausführlich ohne eine Spur von Ausschmückung oder Unwahrhaftigkeit und mit einem gewissen freudigen Eifer. Ja, er ging bis auf seine frühesten Erinnerungen zurück, wie wenn er wollte, daß kein Pünktchen in seinem Leben vor den Augen seiner jungen Herrin verborgen bliebe. Es schien ihm, daß er den Fehler des Geschickes, das ihn so spät zu Genoveva geführt hatte, zu einem Theile wenigstens korrigiren könnte, indem er ihr so von seiner Kindheit sprach; er glaubte, daß er, der Fremde, den sie kaum dem Namen nach kannte, ihr näher träte, wenn er sie mit den Schicksalen seines Lebens genau bekannt machte.

Fräulein von Sartilly hörte ihn aufmerksam zu, und von Zeit zu Zeit blickten ihre Augen mitfühlend und bewegt auf

den Erzähler oder umspielte ihre Lippen ein sympathisches Lächeln. Und dann, als er inne hielt, begann auch sie von ihrer Kindheit und von der so träben und doch so schönen Bretagne, wo sie ihre ersten Lebensjahre verbracht hatte. Ihre Stimme, mit der sie diese Vertraulichkeiten vorbrachte, kam Lazar ganz anders vor als gewöhnlich; sie hatte sich nach und nach gedämpft, und ihre, oft lärmende Fröhlichkeit war in einen innigen Klang übergegangen, der deutlich das Mitgefühl zeigte, das sie mit den Geschicken des fortgegangenen Klosterbruders hatte. Lazar empfand das auch sehr dankbar.

Die Zeit verrann, Der Schatten der Eiche hatte die Stiefelchen Genovevas längst verlassen und zitterte in einer Entfernung von zwanzig Schritten am Boden hin und her. Eine Minute lang schwiegen Beide, dann pflückte das junge Mädchen ein Haidekraut und befestigte es, ohne ein Wort zu sagen, an dem Fliegenneße Martins. Lazar schien nichts davon zu bemerken.

„Gott im Himmel! Meine Tante kommt!“ rief sie plötzlich mit erschreckter Stimme und eilte hinter einen dichten Strauch.

Gleich darauf sah Lazar sie ein Seitenthal hinunterlaufen.

Aber schon einige Minuten später erschien sie wieder in Begleitung der Frau von Manzanil, denn die Damen mußten diese Lichtung passieren, um zum Schlosse zu gelangen. Dieses Mal jedoch beachtete Genoveva den ehrerbietig grüßenden Lazar überhaupt nicht. Sie war auch eisrigte damit beschäftigt, der Gräfin ihre Verspätung plausibel zu machen, und behauptete mit der unbefangenen Miene von der Welt, daß ihre Uhr mindestens fünf und zwanzig Minuten nachgehen müßte.

Lazar erröthete über diese Unwahrheit, und dennoch — er konnte sich selbst nicht recht sagen weshalb — empfand er ein Gefühl der Freude über sie.

Dieses Mal legte sich Lazar nicht wieder auf die Egge, als die Nacht hereinbrach; dennoch konnte er kein Auge zu machen.

Am folgenden Morgen sah er sehr schwach und angegriffen aus. Es litt ihn nicht zu Hause. Er empfand ein unerklärliches, aber dringendes Bedürfniß, nicht nur mit Martin, sondern auch mit den Pflanzen, mit den Steinen, den Schos in den Thälern, den Wolken am Himmel Zwiesprache zu halten. Nur von den Menschen wollte er nichts wissen und blieb ihnen gegenüber stumm und verschlossen.

Der Verwalter gab ihm verschiedene Aufträge, von denen er kein Wort verstand. Mittags vergaß er seine Dösen zu tränken. Und Abends zur selben Stunde, zu der er am Tage vorher die trauliche Unterhaltung mit Genoveva gehabt hatte, fühlte er den dringenden, unbezähmbaren Wunsch, zu jener Lichtung hinzueilen, in der er eine halbe Stunde reinsten, ungetrübten Glücks genossen. Ganz plötzlich ließ er das Duzend Arbeiter, mit denen er bei der Weinlese beschäftigt war, stehen und eilte, ohne irgend Jemand die geringste Erklärung dafür zu geben, mit großen Schritten dem Walde zu.

Unterwegs betrachtete er sehr aufmerksam die beiden parallelen Spuren, die die Räder seines Wagens am Abend vorher in die weiche Erde gedrückt hatten. Als er den rieselnden Quell erreicht hatte, schloß er eine Weile die Augen, wie um sich besser aller Einzelheiten zu entsinnen, die sich gestern hier zugetragen hatten. Dann schöpfte auch er mit der hohlen Hand aus dem Quell und sog begierig das frische Wasser ein.

(Fortsetzung folgt.)



### Ein Vergessener.

**Zu Aloys Blumauers 100. Todestag.**  
(16. März 1898.)

Von **Wilhelm Kullmann** (Graz.)

Zu jenen Dichtern, deren Werke man nur selten in einer Buchhandlung, aber fast in jedem Antiquariat vorrätig findet, gehört auch Aloys Blumauer. Dem Geschlechte unserer Zeit ist dieser österreichische Poet vollständig fremd geworden, wir leben in einer zu ersten Zeitepoche, als daß man an den harmlosen, freilich auch manchmal recht platten Späßen der „travestirten Aeneide“ noch Gefallen finden könnte. Eine Erscheinung, wie die Blumauers, bietet für uns vorwiegend nur historisches Interesse, da sie eine charakteristische Erscheinung jenes Zeitalters der Aufklärung ist, daß man in Oesterreich nach dem Monarchen, der ihm hier die Signatur ausdrückte, das josephinische nennt. Dieses historische Interesse mag es rechtfertigen, daß wir uns an dem Tage der Jahrhundert-Wiederkehr von Blumauers Tod einmal das Charakterbild dieses Vergessenen in die Erinnerung zurückrufen.

Freilich können wir dieses Charakterbild nur mit flüchtigen und unsicheren Strichen zeichnen. Wir wissen nicht viel von dem Lebensgange dieses Dichters, wenigstens nicht so viel, um einen klareren Einblick in seine innerliche Entwicklung zu gewinnen. Was uns die Literaturgeschichte überliefert hat, sind nur wenige Daten, von denen die wichtigsten hier mitgeteilt seien. Am 21. Dezember 1755 in der österreichischen Stadt Steyer geboren, empfängt Aloys Blumauer den ersten Unterricht in der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt. Es ist ein frischer und freier Geist schon früh in ihm lebendig, und doch finden wir ihn in Wien als Mitglied des Jesuitenordens wieder. Der Druck äußerer Verhältnisse und nicht etwa ein innerliches Verlangen war es, was ihn in den Schooß dieses Ordens geführt hat. Nach einem Jahre schon wirft er den Ordenszwang von sich und die Freiheit, die er gewonnen, erscheint ihm als ein so kostbares Gut, daß er ihr willig das Opfer eines arbeitsvollen und entbehrungsreichen Lebens bringt. Mehrere Jahre hindurch fristet er ein kärgliches Dasein als Privatlehrer, und sein schmales Einkommen wird durch die Honorare für literarische Arbeiten nicht sonderlich vermehrt; da erhält er endlich eine solidere Grundlage seiner Existenz als Mitglied der Censur-Kommission. Blumauer als „Bücher-Censur!“ Ein Amt, das dem Vater der travestirten Aeneide nicht gerade gut zu Gesicht steht. Die „Bücher-Censur-Kommission“ war unter Maria Theresia eingesetzt worden; unter Joseph II. wurde ihre Thätigkeit fast ganz aufgehoben, wenigstens sehr stark beschränkt. Nach der französischen Revolution wurden jedoch die Grenzen der Pressefreiheit, welche der freisinnige und aufgeklärte Monarch gewährt hatte, wieder enger gezogen und die Censur wurde der „böhmisch-österreichischen Hofkanzlei“ unterstellt. Um diese Zeit (1793) war es, als Blumauer seine Stelle niederlegte und die Gräffer'sche Buchhandlung übernahm, an der er schon seit 1789 einen Antheil gehabt hatte. In jenen Jahren war der ehemalige Jesuit ein eifriges Mitglied der Wiener Freimaurerloge, und unter seinen „Vermischten Gedichten“ finden wir neben dem „Lob des Flohs“, „Lob des Schweines“ und „Lob des Hasen“ auch viele von ihm für die Loge verfaßte Bundeslieder. Blumauer starb am 16. März 1798.

Seine „Vermischten Gedichte“, die er der Nation hinterließ, in deren Sprache er sie niederschrieb, sind allerdings eine recht gemischte Gesellschaft. Offenbar sind Bürger und Wieland die Muster, an denen er sich gebildet hatte. Mitunter finden sich artige Einfälle, für die er eine leichte, ansprechende Form gefunden, wie z. B. in der „Ode an die Langeweile“.

„Unsterbliche, geliebte Schöne,  
Bei deren Lob ich jetzt schon gähne,  
Dich preise heute mein Gesang.  
Was uns kein Vesulap kann geben,  
Siehst Du uns, denn Du machst das Leben  
Uns bis zum Ueberdruße lang.“

Und am Schlusse dieses etwas breit ausgespannenen Lobgedichtes heißt es:

„Ja selbst in diesem Augenblicke  
Denke zu meiner Leyer Glücke  
Sich Deine große Macht an mir:  
Denn dieses Loblied, das ich singe  
Und das ich Dir zum Opfer bringe,  
Sieg' ich aus Langerweile Dir.“

Ganz im Geiste Wielands ist auch „Der Rechenmeister Amor“, ein Gedicht, in welchem der Laufendkünstler Amor die jungen Dorilis die vier Spezies beibringt und dessen Schlußpointe es für die Aufnahme in ein Lesebuch für höhere Töchter Schulen allerdings nicht sehr geeignet erscheinen läßt. Man kann von diesem Dichter überhaupt nicht sagen, daß hinter ihm in wesentlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“, denn Blumauer ist nicht bloß der Autor eines Lobgedichtes auf den Magen, sondern auch der Verfasser einer „Ode an den Leibstuhl“. Auch das Gedicht „Der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche“ gelangte zur Zeit unserer Väter in mancher heiteren Gesellschaft zum Vortrag.

Wenn heutzutage die Unsterblichkeit eines Blumauer ein allerdings nur sehr kümmerliches Leseinterefe ist, so ist es die travestirte Aeneide“, die uns den Namen ihres Autors noch immer geläufig erhalten hat. Von dieser komischen Verzerrung des ehrwürdigen Vergil'schen Heldenepisches erschienen die ersten Bücher einzeln als Probe, hierauf das Ganze, so weit er es vollendet, in Wien 1784, 85 und 88, und zahlreiche Nachdrücke verschafften dem übermüthigen Werkchen auch in Deutschland eine große Popularität. Blumauer's Travestie erstreckt sich nur auf die ersten neun Bücher Vergil's; ein gewisser Schaber lieferte schon im Jahre 1794 eine Fortsetzung, in der das Platte und Gemeine den Biß völlig in den Hintergrund drängt; sie ist mit einem „Prolog an Herrn Blumauer“ in der Ausgabe der Werke Blumauers von Scheible (Stuttgart 1839) mitgetheilt. Außerdem sind in zahlreicher Nachahmungen (die travestirte Iliade, Travestie der Metamorphosen Ovids u. a.) für die Popularität der Blumauer'schen Aeneide; eine dieser Nachahmungen („Herkules travestirt in 6 Bänden von Blumauer, Frankfurt und Leipzig“) mißbrauchte sogar den Namen des Dichters.

Die Zeitgenossen Blumauers kannten von ihm noch mehr als seine „Vermischten Gedichte“ und seine travestirte Aeneide. Blumauer entwickelte in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Säculums eine sehr rege literarische Thätigkeit. Er eröffnete dieselbe mit einem recht dürftigen Trauerspiel „Ermine von Steinheim“, (1782) das unbeachtet blieb. Die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien begeisterte ihn zu einem „prophetischen Prolog“, dem später ein Epilog folgte. Außer verschiedenen kleineren Aufsätzen und Gelegenheitschriften steuerte er viele Gedichte in den Wiener Muienalmanach bei, den er von 1781—1791 herausgab. Dabei leitete er die „Wiener Realzeitung“ und hatte auch an der „Jenaeu Literaturzeitung“ einigen Antheil. Uebrigens that er sich auf seine bibliographischen Kenntnisse fast mehr zu Gute, als auf seine poetischen Produkte. Wie wohl unterrichtet und kenntnißreich er auf diesem Gebiete war, zeigt u. a. sein „catalogue raisonné des livres rares et précieux qui se trouvent chez Blumauer“, das ein Jahr vor seinem Tode erschien.

Nast alles das, was Laune und Begehnen des österreichischen Dichters auf das Papier warfen, ist heute vergessen, und wenn wir doch einmal in einer müßigen Stunde in der Geschichte des „frommen Helben“ blättern, „der sich Aeneas nannte“, so will das Lächeln uns nicht so leicht auf die Lippen kommen, wie unseren Eltern und Großeltern. Heut gedenken wir noch seiner am Säcular-Tage seines Todes. Wenn wiederum ein Jahrhundert als Welle in dem unendlichen Strom der Zeit dahingeflossen ist, wird man kaum noch daran denken, daß es einmal ein Poetlein Namens Blumauer gegeben hat, der in der großen Epoche unserer nationalen Literatur eine allerdings nur sehr kleine Rolle gespielt hat.

### Allerlei.

**Zu Lande der Erinnerungen.** Der verstorbene Cellist F. . . in Berlin hatte, so erzählt die „N. Musikztg.“, eine Masuka für sein Instrument komponirt, deren Thema aus kräftig an eine bekannte Melodie aus dem „Troubadour“ erinnerte. Im Begriff, das Stück einem Bekannten zu überlenden, war er um ein paar Worte der Widmung verlegen. „Schreib Dir nicht lange den Kopf“, meinte ein anwesender Freund, „schreibe einfach: Zur freundlichen Erinnerung an den „Troubadour“!

Mit dem photographischen Apparat arbeitet jetzt in Pest viel die Polizei. Wer ihr irgend verdächtig erscheint, wird unnahtsächlich photographirt. Dieses neue „Verbrecher-Album“ verspottet; wie wir dem „Pester Lloyd“ entnehmen, ein magyarisches Blatt „Ork. Hirl.“. Der der Handlung: die Redaktion eines Wochenblattes, wo sich ein Dichter mit hundert Manuscripten unterm Arm befindet. Dichter: Herr Redakteur? Redakteur: Ja. D.: Welche Alos Balumbéz, Dichter.

Bringe zwanzig Oden, dreißig lyrische Gedichte, zwölf Rhapodien . . . Redakteur (drückt auf einen Knopf). Diener (erscheint): Befehl! Red.: Der Herr Photograph soll sofort erscheinen und den Apparat mitbringen. Dichter (fortfahrend): 3 poetische Erzählungen, herrliche Werke . . . Photograph (erscheint mit dem Apparat). Red.: Bitte photographiren Sie diesen Herrn. Dichter (wirft sich selbstbewußt lächelnd in Pose). Photograph: Danke! Bin fertig. Dichter (zum Redakteur): In welcher Nummer erscheint mein Porträt? Red.: Gar nicht! Dichter: Wa—as? Wozu dann die Photographie? Red.: Wird vervielfältigt und allen Redaktionen zugesandt. Dichter: Zu welchem Zweck? Red.: Wenn Sie in eine Redaktion dringen wollen, wird schon der Diener Sie erkennen und (bezeichnende Handbewegung) erlebigen . . .

Der Ursprung des Wortes „Chic“ macht einer französischen Zeitung Kopfschmerzen und giebt ihr Veranlassung, sich folgendermaßen auszulassen: Wohl kennt man schon lange dieses kleine Wörterchen wie auch dessen Bedeutung, doch würde man nur schwer anzugeben vermögen, wann oder bei welcher Gelegenheit es entstanden ist. Manche wollen behaupten, daß es von einem Schüler des berühmten Malers David stamme, der „Chic“ hieß, und dessen Bilder eine so eigenartige Feinheit in der Ausführung zeigten, daß seine Kameraden sie auf den ersten Blick erkannten und wenn sie den besonders sorgfältig gearbeiteten Bildern anderer Maler Anerkennung zollen wollten, einfach erklärten, daß sie überaus „Chic“ ähnlich sähen. So hat sich das Wort auch auf vieles Andere übertragen. Diese Erklärung hat nun manches für sich, doch scheint man das fragliche Wörterchen auch schon lange vor der Zeit Davids gekannt zu haben. Im XVII. Jahrhundert trifft man es bereits an, und es wurde damals als eine Verkürzung des Wortes „Chicane“ gebraucht. So sprach man von einem tüchtigen Rechtsanwalt und Vertheidiger, wenn man die Klugheit und Feinesinn eines Vorgehens besonders hervorheben wollte: „Er hat Chic.“ — Warum sich doch die Franzosen so den Kopf zerbrechen! Wissen sie nicht, oder wollen sie es nicht eingestehen, daß ihr geliebtes Wort „Chic“ aus der Sprache der verhassten Deutschen kommt und daß es nichts Anderes als unser „Schick“, d. h. Geschicklichkeit, bedeutet? Ende des 16. Jahrhunderts kam das Wort mit vielen anderen tausend Wörtern, die die französische Sprache im Laufe der Jahrhunderte der deutschen entnahm, zu unsern linksrheinischen Nachbarn.

Ein kühner Seefahrer. Kürzlich wurde von einem amerikanischen Junge erzählt, der die Reise um die Welt machte und sich das nötige Geld zum Unterhalte durch Artifel für Zeitungen verdiente. Einer seiner Landsleute nun, Josef Sloom, ist in der Hauptstadt in einem winzigen Seeboot „Spray“ angekommen, dessen Erbauer, Matrose und einziger Passagier er ist. Sein Boot, eine wahre Nuthölze, ist neun Meter lang, hat neun Tonnen Gehalt und ist 1 1/2 Meter tief. Sloom hat es aus festem Eichenholze gebaut. Am 24. April 1895 hat er von dem Vostoner Hafen aus seine Reise um die Welt angetreten. Er ist zunächst nach Gibraltar gefahren, hat dann den Atlantischen Ocean durchkreuzt, ist längs der Dittküle von Südamerika gefahren, hat die Magelhaensstraße passiert und am Kap Horn ein gewaltiges Unwetter überstanden, durch welches in seiner Nähe zwei große Schiffe vernichtet wurden. Nach drei weiteren, auf dem Meere verbrachten Monaten ist er auf einer der Samoa-Inseln gelandet, nach Australien und hierauf nach Port Natal in Südafrika gefahren. Jetzt ist er in der Kapstadt. Von hier aus will er die Insel Sanct Helena besuchen. Sloom ist ein Mann von 50 Jahren, klein, mit wetterdurchsuchtem Gesicht, aus dem kleine, blaue Augen lugen in die Welt schauen. Er zeigt allabendlich mit einer Laterna magica Bilder von seiner Weltfahrt und will damit das Geld für die Erneuerung seiner Vorräthe verdienen. Im Sommer denkt er nach dreijähriger Seefahrt wieder in Boston einzutreffen.

Strafgerichtliche Höflichkeit. Von Privatpersonen vernimmt man ihn und wieder Klagen und Beschwerden über eine ihnen angedeutet widerfahrenen etwas schroffe Behandlung vor Gericht, beziehungsweise in gerichtlichen Geschäftszimmern. Ueber eine barsche und wenig höfliche Behandlung wird sich jedoch ein gewisser oder vielmehr ungewisser „Arbeiter“ (wofür er sich ausgiebt) nicht zu beklagen vermögen, der wegen Bettelns und Landstreichens beim Amtsgericht Schrimm angeklagt ist und gegen den dies Gericht durch Strafbefehl vom 25. Januar eine vierzehntägige Haft festsetzt, sowie ihm die Kosten des Verfahrens mit 230 Mk. auferlegt hat. Vom Gericht ist nämlich dem Mann in der Adresse auf dem Strafbefehl nicht allein der Zusatz „Herr“ zu Theil geworden, sondern auch der Rosenname „Schöner Josef“, dessen der Beschuldigte sich erfreut, nicht vorenthalten. Der erwähnte Strafbefehl, der dem Landstreicher nicht zu übergeben gewesen und deshalb öffentlich bekannt gemacht ist, trägt folgende Aufschrift: „An den Arbeiter Herrn Johann Wiegelerowski, auch Lamborski und „Schöner Josef“ genannt, ohne festen Wohnsitz.“ — Weiter kann doch die Höflichkeit des Gerichts wahrlich nicht gehen.

Das Räthsel der Weisblütigkeit ist wahrscheinlich gelöst. Die Weisblütigkeit oder Leukämie ist eine nicht allzuhäufige Krankheit, bei welcher sich die weißen Blutkörperchen auf Kosten der rothen bedeutend vermehren; während im normalen Menschenblute

auf 350 rothe Blutkörperchen ein farbloses kommt, enthalten bei der Krankheit 10 bis 50 rothe ein weißes. Die Ursache der Leukämie war bis heute unbekannt. Jetzt erhält das Centralblatt für Bakteriologie von Professor Löwit in Innsbruck die Nachricht, daß derselbe in vier Fällen von Weisblütigkeit in den farblosen Blutkörperchen lebende Parasiten gefunden habe. Ob es sich hier um den eigentlichen Erreger der Weisblütigkeit handelt, werden weitere Untersuchungen hoffentlich ergeben. Die winzigen, einseitigen Wesen schmarotzen in den Blutzellen und sind gelegentlich auch frei im Einweihstoff vorhanden.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Rudolph Straß, dessen neuester Roman: „Die letzte Wahl“ soeben in der bekannten illustrierten Zeitschrift „Von Haus zum Meer“ (Stuttgart, Verlag der Union, Preis des Heftes 75 Pf.) zu erscheinen beginnt, gehört, wie wir einem Blauberartikel des Blattes entnehmen, dem Kreise jener modernen Romanciers an, die das Waffenhandwerk mit der Feder vertauscht haben. Man braucht nur an v. Dmpteda, v. Polenz, v. Lilencron, v. Hobeltis u. A. zu erinnern, um diese eigenartige Vereinerung unserer neuen Literatur zu kennzeichnen. Straß, der 1864 als der Sohn eines in Deutschland naturalisirten deutsch-russischen Großkaufmanns geboren wurde, trat 1863 als Avantagieur in die Armee. Mehrere Jahre war er Offizier beim Leibgarderegiment 115 in Darmstadt, bis er sich 1887 entließ, den Dienst zu quittiren und sich dem Geschichtsstudium zu widmen. Eine Frucht dieser Arbeiten ist das zweibändige Werk „Die Revolution der Jahre 1848 und 1849.“ — Nachdem er große Reisen gemacht hatte, die ihn fast durch ganz Europa führten, verbrachte er sich zunächst journalistisch und lebte 1891 bis 1893 als Theaterkritiker und Feuilletonist in Berlin. — Nach dieser Zeit beginnt seine reiche dichterische Thätigkeit. Am 17. September 1891 ging sein erstes Stück, die in Offizierskreisen spielende Komödie „Der blaue Brief“, über die Bretter des Deutschen Theaters. Ihr folgten andere Schauspielwerke, wie Romane und Novellen, von denen der erste Roman des Dichters „Unter den Linden“, der das Leben und Treiben auf den Berliner Plätzen behandelt, der Theaterroman „Die kleine Elten“, die „Arme Thea“ und der Militäroman „Dienst“ größten Beifall fanden. In dem neuen Roman „Die letzte Wahl“ wird der Leser die ganze eigenartige Kunst dieses vielseitigen, kräftigen Talents bewundern können.

— Nr. 2853 der „Illustrierten Zeitung“ vom 3. März enthält die Fortsetzung des Prachtwerkes „Dresden eine Fremdenstadt und Umgebung, mit ihren Schönheiten in Kunst und in Natur“, herausgegeben von Rudolf Sändig in Dresden-Schandau, dem Vorsitzenden des Breiauschnusses des Vereins zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs. Die heutige Fortsetzung bringt die ersten Ansichten von Monumentalbauten der sächsischen Hauptstadt, so zwei vom Dresdener Hoftheater (Neubau und Gredra) und eine vom Zwinger; die letzte, nach Alb. Richter, ist belebt von einer Staffage, die an jene Zeit erinnert, als noch Sachsen und Polens Geschichte unter dem Herrscherhause Wettin vereinigt waren. Drei weitere meisterhafte Holzschnitte sind Nachbildungen von Gemälden moderner Meister in der Dresdener Galerie, und zwar des fein beobachtenden Thiermalers Friedrich Otto Gebler und August Tieffenbachers, dessen „Schwerer Schicksalschlag“ eine Tragödie aus dem gefährlichen Leben der Welter fähigert. Diese wahrhaft künstlerische Publikation wird völlig kostenlos sämtlichen Abonnenten der „Illustrierten Zeitung“ zugesandt; der Bezug des nach Illustrationen wie Text gleich reichhaltigen Journals kann deshalb auf das Angelegentlichste empfohlen werden.

— Eine besondere Ueberraschung bietet die Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt „Von Haus zu Haus“, herausgegeben von Anna Bothe, Adolf Mahns Verlag in Leipzig ihren Lesern durch eine Serie neuer, farbenprächtiger Postkarten, welche den Abonnenten bis zu 15 Stück kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Die vorliegende Nummer bringt außerdem die Auflösung des Preisräthfels aus Nr. 14, wo jede richtige Lösung durch einen Preis belohnt wird. Wahrlich genug Vortheile, welche die Wochenschrift „Von Haus zu Haus“ für ihre Leser hat. Ferner finden wir in der neuesten Nummer Theaterberichte aus Leipzig und Berlin aus der Feder des berühmten Literaturhistorikers Rudolf v. Gottschall, Schippangas, Dr. Africi und Anderer. Ein höchst originaler Aufsatz aus der Feder Dittomar Betas: „Der verlebte Tag“ fesselt durch seine Eigenartigkeit. Daneben finden wir spannende Romane u. s. w. Der Bezugspreis beträgt für's Vierteljahr nur 1.50 Mk. Brodenummern werden von der Geschäftsstelle „Von Haus zu Haus“, Adolf Mahns Verlag in Leipzig, kostenfrei und franco an jede angegebene Adresse verandt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.